



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. Prinz-Regent Albrecht †. Die Braunschweiger Angelegenheit. Der Kaiser in Schlesien. Die Schwarzseher-Neben und einiges über die Schwarzseherei.

Das unerwartete schnelle Hinscheiden des Prinzen Albrecht von Preußen hat in der abgelaufenen Woche das Reich plötzlich wieder vor die braunschweigische Frage gestellt. Wenn es auch seit längerer Zeit an beunruhigenden Anzeichen im Befinden des Prinzen nicht gefehlt hatte, so scheinen diese doch von ihm mehr als Mahnungen zur Vorsicht denn als Symptome einer unmittelbaren Gefahr angesehen worden zu sein. Der gänzliche Verzicht auf eine Beteiligung an den diesjährigen Truppenübungen bewies, daß sich die Umgebung des hohen Herrn, und auch dieser selbst, wohl mit der Notwendigkeit großer Zurückhaltung vertraut gemacht und eine wesentliche Einschränkung der sonst mit peinlicher Sorgfalt geübten Pflichterfüllung für notwendig erachtet hatte, leider war es aber zu spät, eine Entwicklung aufzuhalten, die vielleicht durch die Anstrengungen der Madrider Reise und die damit infolge des Attentats auf den König verbundene Aufregung noch einen beschleunigten Gang angenommen hatte. Was der Prinz als Senior des königlichen Hauses von Preußen, als Regent von Braunschweig, als Soldat und als Privatmann gewesen war, ist nach seinem Hinscheiden durch die Rundgebungen des Kaisers, des braunschweigischen Landes und durch die fast einstimmigen Äußerungen in der Presse bezeugt worden. Ihm bleibt ein ehrenvolles Andenken gesichert, sein Schild weist keinen Flecken auf.

Es ist die schönste Frucht seiner zwanzigjährigen pflichttreuen Regentschaft und zugleich ein unwiderlegliches Zeugnis des Vertrauens in die Reichspolitik, wenn die Lösung der braunschweigischen Regentschaftsfrage im nationalen Sinne außer jedem Zweifel steht. An allen maßgebenden braunschweigischen Stellen bestand sofort volle Einmütigkeit darüber, daß durch das Hinscheiden des Prinzregenten eine abermalige Thronerledigung, wie dies im Jahre 1884 der Fall gewesen war, nicht eingetreten sei, sondern daß, da alle Gründe unvermindert fortbauern, die der Zulässigkeit einer Thronbesteigung des Hauses Cumberland entgegenstehn, sofort zu einer Erneuerung der Regentschaft zu schreiten sei. Ebenso bestand Übereinstimmung darüber, daß diese Erneuerung, wie es ja auch Paragraph 4 des Regentschaftsgegesetzes von 1879 vorsieht, nur im Einvernehmen mit dem Kaiser möglich sei und in diesem Sinne zu erfolgen habe. Die welfische Gegenströmung ist ohne Belang, sie hat in Braunschweig selbst nur sehr geringen Boden. Ihr eigentlicher Sitz ist in Hannover. Ein in Braunschweig regierender Welfischer Herzog ist deshalb gar nicht in der Lage, Bürgschaften zu bieten, daß er, sein Hof und seine Regierung nicht unter den Einfluß einer gegen die Integrität Preußens und die Einheit des Reichs gerichteten Agitation gelangen. Nach dem Briefe des Herzogs von Cumberland an die Königin Viktoria vom 18. September 1878 und dem Schreiben des Herzogs vom Jahre 1885 an die deutschen Fürsten wäre es heute allein mit einer Verzichtleistung des Cumberlandischen Hauses auf Hannover nicht mehr getan. Das Reich müßte andre Sicherheiten verlangen, die doch weder der Herzog noch einer seiner Söhne zu gewähren vermag, schon aus dem Grunde nicht, weil die Thronbesteigung in Braunschweig an sich gleichbedeutend sein würde mit einer wesentlichen Belebung der welfischen Agitation in Hannover. Denn dieser Agitation ist die Braunschweiger Thronbesteigung nicht Zweck, sondern Mittel, und würde ihr demgemäß nur einen weiteren Schritt zur Erreichung dieses Zweckes bedeuten. Der Plan geht doch darauf hinaus, das Welfentum durch die Thronbesteigung in Braunschweig

festen Fuß fassen zu lassen, um solchergestalt im fürstlichen Status einen Einfluß auf Hannover zu gewinnen, der je nach Gunst der Umstände zu verwerten wäre. Ist das Welfentum erst einmal im Kreise der deutschen Bundesfürsten und im Bundesrat vertreten, ist es so in Kenntnis der Mühen und Sorgen der Reichspolitik, so eröffnen sich ihm selbstverständlich ganz andre Aussichten, als sie in Gmunden möglich sind.

Es gibt gut patriotische Männer, die der Ansicht sind, daß durch die Zulaufung des cumberlandischen Hauses in Braunschweig dem Welfentum der Boden abgegraben und jede weitere Agitation gegenstandslos werden dürfte. Diese Ansicht ist doch wohl irrig. Das Welfentum wird niemals seine Ansprüche aufgeben. Im Gegenteil. Ein in Braunschweig residierender Welfischer Herzog würde ganz unvermeidlich seine Augen auf Hannover richten und in die Rege einer Agitation geraten, die dann mehr als je seine Person zu ihrem Mittelpunkt machen würde. Auch die Germania macht sich bei dieser Gelegenheit zum Organ angeblicher dynastischer Interessen und versucht, für das Erbrecht des Welfischen Hauses eine Lanze zu brechen. Aber die dynastischen Interessen des Hauses Cumberland müssen wohl oder übel vor dem Reichsinteresse und dem Interesse des braunschweigischen Landes zurücktreten, die gefährdet wären, sobald der braunschweigische Thron zum Zentrum der welfischen Agitation würde. Man könnte dem Plaidoyer der Germania gegenüber viel eher die Frage aufwerfen, ob die Erbbehinderung des Hauses Cumberland nicht eine dauernde, und der Erbvertrag zwischen Braunschweig und Hannover nicht überhaupt hinfällig sei? Es handelt sich zunächst doch nicht darum, in Braunschweig dynastische Rechte wahrzunehmen, sondern um die Ausübung der Pflichten eines deutschen Reichsfürsten, Pflichten sowohl gegen das Reichsoberhaupt und gegen das gemeinsame Vaterland wie gegen Braunschweig und die Braunschweiger. Wer in einem deutschen, dem Reichsverbande angehörenden Lande regieren will, hat seine Berechtigung, seine Erbsegitimation nicht aus Papieren und Paragraphen zu führen, sondern er muß sie aus der unbedingten, rückhaltlosen Ergebenheit und Treue für Kaiser und Reich erbringen. Nur um diesen weder unbilligen noch unwürdigen, sondern in der Natur der Dinge liegenden Preis darf ein Mitglied des Hauses Cumberland in Braunschweig herrschen. Kann ein Prinz dieses Hauses eine solche freudige Hingebung und Ehrlichkeit für Kaiser und Reich, die jeden Zweifel ausschließt, verbürgen, so mag er dazu die Initiative ergreifen. Wer Rechte beansprucht, darf sich den damit verbundenen Pflichten nicht entziehen. Das Reich und Preußen, denn Preußen als solches hat auch ein Wort dabei mitzusprechen, haben bis jetzt gewartet und werden vielleicht noch länger warten. Sollte aber für Braunschweig die Notwendigkeit eintreten, der Sache eine dauernde Lösung zu geben, so würde sich das wahrscheinlich viel einfacher vollziehen, als die Welfenpartei heute annimmt.

Der Bundesrat und Preußen stehn heute noch auf dem Boden des preußischen Antrags vom 21. Mai 1885, der dahin ging: „Die Überzeugung der verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig mit dem innern Frieden und der Sicherheit des Reichs nicht verträglich sei, und zu beschließen, daß die braunschweigische Landesregierung hiervon verständigt werde.“ Da gegenwärtig nicht die Thronfolge, sondern nur eine Erneuerung der Regentschaft in Frage steht, so bedarf es der Herbeiführung eines Bundesratsbeschlusses nicht. In dem Antrage von 1885 heißt es wörtlich: „Wenn die Landeshoheit in Braunschweig mit allen ihren Rechten an der Reichsregierung in die Hände eines Fürsten gelegt würde, der einem Teil der Bevölkerung von Hannover als Prätendent auf die gesamte preußische Provinz dieses Namens gilt,

so würde Seine Majestät der König von Preußen die Fürsorge für die Sicherheit im Lande selbst in die Hand nehmen, wenn nicht die Institutionen des Reiches die Mittel zur Verhütung unmöglicher Zustände darböten. Unter diesen Umständen würde, auch wenn das Recht des Herzogs zur Succession ein prinzipiell unbestrittenes wäre, die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig und die damit verbundene Beteiligung an der Reichsregierung politisch ungiltig sein, weil die innere Sicherheit des Reiches dadurch gefährdet würde."

In der Presse ist unter andern auch Prinz Eitel Friedrich von Preußen als Regentchaftskandidat genannt worden; es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Söhne des Kaisers bei dieser Wahl nicht in Betracht kommen.

Die glatte Erledigung der braunschweigischen Angelegenheit darf den Deutschen wie dem Auslande als ein neuer Beweis dafür gelten, daß sich die Ordnungen des Reiches in das Bewußtsein der Bevölkerungen eingelebt haben, und daß namentlich der Wunsch, mit dem Reichsoberhaupt und der Reichspolitik in vollem Einvernehmen zu bleiben, allen deutschen Regierungen zum Grundsatz geworden ist. Der ruhige Gang der Regentchaftsfrage in Braunschweig spricht ebenso gegen alle Behauptungen von Reichsmüdigkeit wie der herzliche, ungekünstelte Empfang, den der Kaiser in Schlesien gefunden und der die unverminderte Anhänglichkeit zu erneutem Ausdruck gebracht hat, die diese Provinz von jeher in guten und bösen Tagen mit ihren Königen verbindet. Die dem Husarenregiment Graf Göggen vom Kaiser verliehene Auszeichnung beweist, daß der Monarch, wie er in seinen öffentlichen Kundgebungen die Treue der Schlesier im Unglücksjahr 1806 und im Jahre der glorreichen Erhebung von 1813 wiederholt rühmend geehrt, so auch der wackern Verteidiger von Glatz und des Glatzer Gebirges im Jahre 1807 nicht vergessen hat. In die Kategorie dieser Auszeichnungen gehört es wohl auch, daß dem Husarenregiment von Schill die Ehre zuteil wurde, der Kaiserin das Geleit zu stellen. Den großen geschichtlichen Erinnerungen, die ihn auf schlesischem Boden umgaben, entsprachen die erhebenden Eindrücke, die der Kaiser aus den herzlichen Kundgebungen der Schlesier gewann, und die ihn in Gegenwart der zahlreichen ausländischen Gäste doppelt wohlthuend berühren mußten. Sollte ein König von Preußen da nicht berechtigt sein, aus einer so großen geschichtlichen Vergangenheit seines Landes und Hauses, über alle Verstimmungen der Gegenwart hinweg, volles Vertrauen in die Zukunft zu schöpfen und das erhobene Hauptes zu bekunden? In der Tatsache, daß und wie der Kaiser die Katastrophe von 1806 fest ins Auge faßt und die heutige, durch einen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung sondergleichen gar leicht geblendete Generation immer wieder mahnend auf die Erschütterungen von 1806 hinweist, liegt ein Zug, der in seinen psychologischen Ausgängen weit weniger mit einer Reichsmüdigkeit als vielmehr mit einer gewissen Überhebung rechnet, die die gebildeten Klassen der Nation zum nicht geringen Teile auf eine negative Kritik beschränkt, während sie im übrigen die Hände in den Schoß legen, und es der jeweiligen Regierung überlassen, für gutes Wetter zu sorgen, unbekümmert darum, wie weit solche Kritik ihr im einzelnen Falle vor dem In- und Auslande diese Aufgabe erleichtert. Man denke z. B. an die Marokkofrage.

Der Kaiser betrachtet sich nicht nur als Herrscher seines Volkes, sondern auch als dessen obersten Repräsentanten, der — wie eine englische Monatschrift jüngst vom König Eduard sagte, daß er der englischste aller Engländer sei — vollbewußt der deutscheste aller Deutschen sein will. Diese durchaus moderne Auffassung des Königtums und des Königsamts ist es, die der Monarchie in Deutschland sowohl wie in England inmitten einer so stark nivellierenden Zeit ein steigendes Ansehen verleiht. Es ist kein Zweifel: durch die Bundesverfassung von 1867, die seitdem zur

Reichsverfassung geworden ist, hat sich zunächst das Königtum in Preußen, dann aber auch das Kaisertum und das gesamte Fürstentum in Deutschland modernisiert und sich dadurch in die Lage gebracht, den Zeitströmungen manche Zugeständnisse machen zu können, ohne durch deren zersetzende Auswüchse in bedenklicher Weise berührt zu werden. Sicherlich hat das allgemeine Stimmrecht den Massen einen ungeheuern Einfluß auf die politische Entwicklung des Landes gegeben. Aber dieses Recht ist in Deutschland der Monarchie nicht durch revolutionäre Bewegungen abgerungen worden, sondern es ist eine Gabe, die der siegreiche König im Herbst 1866, seiner Zeit voraus, seinem Volke dargebracht hat, nachdem er sich schon drei Jahre zuvor, nach dem Frankfurter Fürstentage, mit dem Prinzip einverstanden erklärt hatte. Von dieser Seite gesehen gewinnt das allgemeine Stimmrecht eine Bedeutung, die manchen Gegner damit veröhnen kann, solange die gesetzliche Macht des Staates stark genug bleibt, den breit und gewaltig dahinfließenden Strom des Masseneinflusses auf das öffentliche Leben innerhalb fester Ufer zu halten. Das wird immer möglich sein, solange sich das Königtum der mit dieser Gabe verknüpften Pflicht bewußt bleibt, nicht nur Herrscherrechte auszuüben, sondern mit Hilfe gutgewählter Berater die geistigen Strömungen, die innerhalb eines großen Volkes — aus den verschiedensten Quellen fließend und bald da bald dort an die Oberfläche tretend — in unaufhörlicher Bewegung sind, rechtzeitig zu erkennen, zu lenken und führend zu gestalten. Über die damit verbundenen Schwierigkeiten darf man sich freilich keiner Täuschung hingeben.

In diesem Zusammenhange gewinnt auch die viel angefochtene Äußerung des Kaisers über die Schwarzseher ein andres Aussehen. Die Rede war, wie sich schon aus ihrem Umfang ergibt, nicht vorher festgelegt, sondern wohl erst aus den Eindrücken des Tages oder der letzten Tage hervorgegangen. Der begeisterte Empfang, die naheliegenden Erinnerungen an Friedrich den Großen, an das Jahr 1806, an den glorreichen Weg von Tilsit bis Versailles und dann der Gedanke an den mächtigen Aufschwung innerhalb fünfundsiebziger Friedensjahre war der Ideenkreis, aus dem heraus, anknüpfend an die Rede des Oberpräsidenten, der Kaiser seine Antwort schuf. Da ist es durchaus verständlich, wenn der kaiserliche Redner aus dieser Vergangenheit die Zuversicht schöpfte, daß auch ungeachtet mancher Fehler und Mißerfolge, von denen ja keine Regierung frei ist, eine Schwarzseherei keinen Boden habe und nicht berechtigt sei. Auch Könige sind Kinder ihrer Zeit, meist sind es nicht die schlechtesten Herrscher, denen man das nachsagen darf. Kaiser Wilhelm der Zweite ist im Sonnenglanze dreier Siegesjahre herangewachsen. Er hat als Primaner in Kassel bei der Sedanfeier mit Stolz die Fahne des Gymnasiums getragen, der Zauber, der die ehrfurchtgebietende Gestalt seines Großvaters, die Popularität, die die heldenhafte Erscheinung seines Vaters umgab, der gebietende Einfluß der deutschen Politik in der Hand des ersten Reichskanzlers, dem er in jungen Jahren so nahe trat, das sind die Einflüsse, die seine Jugendjahre umgaben und ihn frühzeitig mit einem hohen Glauben an Deutschlands Zukunft erfüllten, eine Zukunft, die dann durch den Ratschluß der Vorsehung eher als es nach menschlicher Berechnung erwartet werden durfte, in seine Hände gelegt worden war. Will man den Kaiser in allem, was an ihm gefällt und mißfällt, recht verstehen, so wird man sich immer die Summe der Eindrücke, die den reichbegabten Prinzen frühzeitig mit einem gegenwärtigen müssen, Eindrücke, die den reichbegabten Prinzen frühzeitig mit einem hohen Bewußtsein von seiner vereinigten Aufgabe erfüllt haben. Nimmt man dazu den Ernst, mit dem er sich seinen militärischen Dienststellungen widmete, die dazu den Ernst, mit dem er darin befandete, daß er sich frühzeitig und freiwillig mit Begeisterung der Marine zuwandte, daß er zum Beispiel mit vieler Mühe beim Groß-

vater die Erlaubnis erwirkte, die Überfahrt nach England zum Jubiläum der Königin Viktoria mit einer Torpedodivision machen zu dürfen, die dann im Vollaampf bei stürmischem Wetter durch die Nordsee jagte, unermutet an der englischen Küste auftauchte und — wie schon einmal in diesen Blättern erwähnt — dadurch einen englischen Admiral zu der Äußerung an General von Winterfeld, den spätern vertrauten Generaladjutanten Kaiser Friedrichs, veranlaßte: „Mit einer solchen Leistung können wir nicht aufwarten“, so bietet das ein Gesamtbild, das sich gewiß viele andre Nationen für ihre Thronfolger wünschen möchten. Wachstum und Gedeihen, Blüte und Frucht eines Baumes hängen von dem Boden ab, worin er wurzelt, von der Sonne, die ihn bescheint, und dem Regen, der ihn befruchtet. Sucht man nach allen diesen Lebensbedingungen beim Kaiser, so sind es jedenfalls die besten, die man sich wünschen könnte. Wenn dennoch in seiner nun achtzehnjährigen Regierung manches anders gegangen ist, als erhofft wurde, so darf man nicht vergessen — und das ist ein großer Unterschied bei einer Vergleichung des Kaisers mit seinem königlichen Onkel von Großbritannien —, daß die Lehren und die Erfahrungen, die sonst einem Herrscher die Kronprinzenzeit liefert, die dem Großvater in so reichem Maße zustatten gekommen waren, und die auch bei Kaiser Friedrich, wäre er als gesunder Mann zur Regierung gekommen, ihre Einwirkung nicht verfehlt haben würden, von Kaiser Wilhelm dem Zweiten erst auf dem Throne gesammelt werden konnten. Er selbst hat einmal in Bremen auf die Eindrücke hingewiesen, die er in seiner Jugend bei häufiger Anwesenheit in England dort von Britanniens Größe und Weltstellung gewonnen hat. Sie haben ihm den Blick in die Ferne geschärft und sind dem Deutschen Reiche schon in mancher Hinsicht zugute gekommen.

Die Neigung, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu erheben, namentlich wenn sie von glänzenden weltgeschichtlichen Taten erfüllt war, während die Gegenwart ausschließlich ein Zeitalter stiller wirtschaftlicher Arbeit ist, muß hier nach modifiziert werden. Nach einem alten Sprichwort soll man den Tag nicht vor dem Abend loben, ebensowenig aber soll man ihn vor dem Abend schelten. Die Nation hat seit den Befreiungskriegen ein halbes Jahrhundert hindurch von der Sehnsucht nach sicher unerreichbaren idealen Zielen gelebt. Als dieses Sehnen dann endlich über Hoffen und Verstehn erfüllt und Deutschland auf eine ungeahnte Höhe gehoben worden war, sind an die Stelle der idealen politischen Ziele die materiellen wirtschaftlichen getreten. Die politischen waren eine interne Angelegenheit Deutschlands, die wir zunächst mit uns selbst auszumachen hatten, die wirtschaftlichen bringen uns in enge Verührung mit den andern Nationen, zwischen denen wir uns Platz suchen und ihn halten müssen. Daraus erwachsen Reibungen, aus den Reibungen Verstimmungen bei uns und bei den andern, je nachdem sie oder wir den Platz behaupten. Die zunehmende Verstimmung im Auslande zeigt in Übereinstimmung mit unsern Statistiken, daß Deutschland in Industrie, Handel und Schifffahrt auf dem Weltmarkt im starken Aufsteigen ist. Aber dieses Aufsteigen hat zwei Nachteile. Zunächst ein starkes Nachdrängen der arbeitenden Klassen, die für ihrer Hände Arbeit fort und fort einen reichern Anteil am Gewinn begehren, sich in starke Organisationen formen und diese ebenso für ihre politischen wie für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen einsetzen. Dieses starke Nachdrängen spricht einstweilen gegen jede weitere Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf das Gebiet der Landtags- und der Gemeindewahlen. Die Dämme, die heute noch die Flut halten, dürften sonst doch zu schwach werden. Der zweite Nachteil ist der, daß der glänzende materielle Aufschwung der an Handel und Industrie beteiligten Kreise, zu denen sich neuerdings auch noch ein großer Teil der Landwirtschaft gesellt, jene gebildeten

Schichten der Nation unbefriedigt läßt, deren Einkommen aus Gehalt und geistiger Tätigkeit mit jenem Aufschwung nicht nur nicht Schritt zu halten vermag, sondern deren Existenz im Gegenteil durch ihn in jeder Richtung verteuert wird. Zu dem dadurch hervorgerufenen Mißbehagen gesellt sich der Mangel idealer politischer Ziele, denen nachzustreben ehemals für diese Kreise gleichsam der Lebensinhalt war. Bismarck äußerte einmal am späten Abend seines Lebens, daß er sich nach großen Bedenken zur Kolonialpolitik nur deshalb entschlossen habe, um der Nation wieder ideale Ziele zu geben, die der Deutsche haben müsse, wenn er nicht auf Abwege geraten solle. Auch damit ist ein wesentlicher Grund der heutigen Schwarzseherei berührt.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit, den Deutschen ideale Ziele zu geben, befeelt auch den Kaiser. In diesem Sinne hat er den Ausbau der Flotte in die Hand genommen und damit an eine Saite geschlagen, die im deutschen Volke immer hellen Klang gibt; in diesem Sinne hat er einst von dem „größern Deutschland“ gesprochen, das er fest an das heimatliche Reich angliedern wolle. Damit waren aber nicht Eroberungen jenseits der Meere gemeint, sondern es sollten nur auf jede Weise die geistigen Bande gestärkt werden, die die zahlreichen Deutschen in andern Weltteilen mit der Heimat verknüpfen, damit sie dieser dort nicht verloren gehen, sondern dem Deutschtum erhalten bleiben. Wie weit Ideal und Leben auch auf diesem Gebiete voneinander abweichen, zeigt die Tatsache, daß, obwohl seit jener kaiserlichen Rede mehr als zehn Jahre verflossen sind, es bis heute nicht möglich gewesen ist, dem Reichstage ein Gesetz vorzulegen, das den Verlust der Reichsangehörigkeit in einer der Würde des Deutschen Reiches angemessenen Weise regelt! Wenn die Parteien in unserm Reichstage mehr von ihren Pflichten für Staatsnotwendigkeiten und weniger von parlamentarischen, fraktionellen und persönlichen Eitelkeiten durchdrungen und geleitet würden, in denen sich heute unser Parlamentarismus schier erschöpft, würde das nicht möglich sein. Und da kommen wir auf ein weiteres Element der Schwarzseherei: das tiefe Mißfallen an der Volksvertretung, das weite nationalgefärbte Kreise der Nation erfaßt hat. Das Jahr 1908 — wenn nicht früher — soll uns einen neuen Reichstag bringen, die Parteien scheinen diesesmal sehr frühzeitig mit den Vorbereitungen zu beginnen. Ob daraus endlich ein auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Reichstag hervorgehen wird? *g*

Kunstverständnis? Man spricht soviel von Kunstverständnis heutzutage und betreibt es mit so vielerlei Mitteln, als: kunstgeschichtlichem Unterricht, kunstkritischen Vorträgen usw. meist ohne andern Nutzen als den, daß man Namen und Werke lernt und Renaissance und Wiedermeierstil geläufig unterscheiden kann. Was aber hat das im Grunde mit Kunst zu tun, mit der Kunst, die den inneren Menschen bildet? Ein solches Wissen über Kunst und von Kunstwerken kann eine Hilfe — keine übermäßig große! — zum Verständnis werden, aber nur unter der Voraussetzung, daß man diese Mittel nicht mit dem Zweck verwechselt, sondern sich bewußt bleibt, worauf es zuletzt ankommt. Nämlich nicht so sehr darauf, daß wir ein Kunstwerk nach Stil, Geschichte, Inhalt begreifen, sondern weit mehr darauf, daß es uns ergreift, daß es zu unsrer Seele sprechen kann.

Wer selbst zu viel spricht, der kann nicht hören, was ihm die oftmals stummen Werke der Kunst zu sagen haben. Allem Großen und Ernstesten gegenüber, und dazu gehört ganz sicher auch jedes wahre Kunstwerk, bedarf es der Sammlung und des Ernstes. Es ist ein großer Irrtum, die Worte „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ so aufzufassen, als stünde die Kunst abseits vom Leben und sei nur gut, müßige Stunden angenehm auszufüllen. Genuß im landläufigen Sinne des

Wortes — also Vergnügen, Annehmlichkeit — ist keineswegs ihr Wesen. Sie will und kann den ganzen Menschen adeln und vertiefen — durch Freude zwar, aber durch Freude, die in einem Gefühl der Andacht wurzelt. Dieses Gefühl ist nicht mit kunstgeschichtlichem Wissen zu erlernen. Wer bescheiden, mit offenem Herzen vor ein Kunstwerk treten kann, bei dem wird es sich einstellen und ihn auf sonnige Höhen des wahren Genusses führen. Wer aber nicht los kann von persönlichen Alltagsinteressen, wer erfüllt von künstlerischen Schlagwörtern herzukommt, dessen Herz, fürchte ich, bleibt zu, die reine Freude am Schönen zieht nicht hinein. Man muß still werden können der Kunst gegenüber. Erst dann, wenn alles andre in uns schweigt, hören wir sie; denn „die Stimme der Schönheit redet leise“.

Die Frage ist eigentlich die: „Wie lernt man es, sich auf ein Kunstwerk einzustellen?“ Die Fähigkeit dazu muß als Anlage natürlich vorhanden sein, aber sie fehlt auch keinem Menschen ganz, wenn sie auch in sehr verschiedenem Grade und nach allen möglichen Richtungen besteht. Was den meisten Laten fehlt, sind nicht Daten und Namensverzeichnisse, sondern innere Unbefangenheit vor und Ergriffensein von der Kunst. Beides läßt sich direkt nicht lehren.

Trotzdem kann man es lernen und üben. Zunächst müssen wir versuchen, die Grundstimmung zu erkennen, aus der das Werk entstanden ist. Erst von hier aus kann es zum rechten Nachfühlen kommen, zu dem, was die Ästhetiker das „Reproduzieren“ des Hörers oder des Beschauers nennen. Das ist der Punkt, um den es sich eigentlich handelt, und den das Schlagwort vom Kunstverständnis etwas verschleiert. Die verständnisvolle Bewertung von Formen und von Farben und Tönen ersetzt nicht das instinctive Ahnen dessen, was der Künstler empfunden hat, ehe sein Werk entstand. Je stärker der Beschauer die Grundstimmung — vermöge seiner eignen Stimmung und Erfahrung — fühlt, desto besser wird er sich nachschaffend des Künstlers Vorstellungen und Gestalten zu eigen machen. Beispielsweise ist es kaum möglich, daß jemand, der noch nie in persönlichem Schmerz der Majestät des Todes gegenübergestanden hat, eine Niobe „verstehn“ könnte — und wenn er die ganze Kunstgeschichte der Griechen auswendig wüßte!

Die beste Hilfe — nächst der, die das Leben mit seinen Erfahrungen bietet — leistet gewöhnlich eine Kunst der andern. Freude an Märchen bereitet zum Beispiel zum Genuß Böcklinscher Bilder vor; ein Zeichner wie Chodowiecki befähigt uns, die Gestalten aus einigen Dramen unsrer Klassiker in voller Lebendigkeit in ihrer Zeit zu sehen usw. Ich möchte ein besonderes Beispiel anführen. Es gibt ein farbiges Madonnenrelief, wie man annimmt, von Luca della Robbia. In einem Kranze bunter Blumen kniet eine junge Maria in weißem Gewande auf grünem Rasen; der Grund ist blau. Ein paar Engelsköpfchen, ja das Christkind sogar treten ganz und gar zurück vor dem Liebreiz der weiblichen Gestalt, für deren frühlingmäßige Schönheit die heitern Farben nur als Folie erscheinen. Es singt und klingt hier dieselbe „Stimmung“ wie in dem Frühlingsliede von Walther von der Vogelweide:

Wenn die Blumen aus dem Grase bringen,
Wenn sie spielen in der lachenden Sonne,
Und die kleinen Vöglein helle singen
Eines Maienmorgens in der Frühe —
Was ist gleich wohl solcher Wonne? — —
Bringt der Mai uns alle seine Wunder,
Ist doch kein so wonniglichs darunter
Als eine eble, reine Fraue.

Diese Stimmung aber können wir in dem Relief wie in dem Liede nur verstehn, wenn wir dieses Frühlingsgefühl für alles junge und blühende erfahren haben und

im Kunstwerk durchfühlen. Danach oder daneben ist es ganz schön, auch zu wissen, wer Walthar von der Vogelweide war, und welcher Kunstperiode die Robbia angehörten.

Die Kunst ist eine gütige Göttin! Ist es nicht immer mühelos, ihr nahe zu kommen, so lohnt sie die Mühe doch immer reich. Das Leben mit seinen Erfahrungen und Schmerzen lehrt uns, die Kunst zu erfassen — die Kunst aber mit ihren Freuden lehrt uns, das Leben immer tiefer zu verstehen und führt uns dadurch immer näher zu der reinen Harmonie alles Daseins, von der die Kunst nur Spiegel und Gleichnis ist.

Bertha Göring

Görlitzer Heimatkunde. Auf Seite 565 ff. der Grenzboten I, 1903 ist eine von dem Lehrerkollegium für das Gymnasium Augustum der Stadt Görlitz herausgegebene Heimatkunde besprochen worden. Die damals als Manuskript gedruckten zwei Hefte waren als Lehr- und Lesebuch für die Schüler gedacht und sollten ein Versuch sein, ihnen damit die Heimatkunde nahe zu bringen. Der Versuch ist gelungen, und kürzlich ist deshalb eine zweite, umgearbeitete Auflage unter dem Titel erschienen: Görlitzer Heimatkunde. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Jecht, Landschaftsmaler und Zeichenlehrer Kühn, Professor Schmidt, Professor Dr. Wegols, Professor Dr. Zeitschel herausgegeben von Professor Dr. Stuger, Direktor des Gymnasiums in Görlitz. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit einer Tafel in Vichdruck und einem Bilderanhang. Breslau, Ferdinand Hirt, 1906. 136 Seiten. 1 Mark 60 Pfennige.

Die bisherigen zwei Hefte sind in eins zusammengefaßt worden, und zwar in der Weise, daß die Einzelschilderungen des zweiten Heftes gekürzt und in den geschichtlichen Überblick verflochten worden sind. Im übrigen ist die Anordnung des Stoffes dieselbe geblieben, und es ist überflüssig, nochmals auf den Inhalt näher einzugehen. Das Buch verdient auch in der neuen Auflage eine besondere Beachtung: es ist mustergültig und vorbildlich für eine Heimatkunde, wie sie heutzutage gepflegt und gelehrt werden soll, da sie von Mitgliedern des Kollegiums einer höhern Schule bearbeitet worden ist, also von Fachmännern, die dazu berufen sind. Es gibt tatsächlich kein geeigneteres Kollegium für die Bearbeitung einer Heimatkunde als die Lehrer einer höhern Schule, an der alle Fächer gelehrt werden, die für die Heimatkunde wichtig sind. Der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaft kennt die Boden- und die klimatischen Verhältnisse, die Tier- und die Pflanzenwelt; der Geschichtslehrer weiß in der Ortsgeschichte Bescheid, befaßt sich wohl auch mit den Sagen und dem Volksleben oder mit der Kunstgeschichte, und der Zeichenlehrer hat Gelegenheit, durch Aufzeichnung hervorragender Bauten, Denkmäler, Straßenzüge und Landschaftsbilder der Heimatkunde förderlich zu sein und ein solches Buch durch Abbildungen zu beleben. Es ist deshalb wünschenswert, daß die deutschen Unterrichtsministerien von dem Erscheinen dieser neuen Auflage Kenntnis nehmen und sie den sämtlichen höhern Schulen als Muster und Vorbild für die Bearbeitung der eignen Heimatkunde empfehlen. Zweifellos sind unter den achttausend Lehrern, die in Preußen allein den Unterricht an höhern Schulen erteilen, viele zu finden, die mit Freudigkeit und Eifer an die Arbeit herangehen und eine brauchbare Heimatkunde liefern. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß auch die Schüler selbst, für die zunächst die Bearbeitung geschieht, mit herangezogen werden können; sie sind meist aus der nähern Umgebung der betreffenden Stadt und können beispielsweise über die Sagen, seltne Bäume, merkwürdige Haus- und Grabinschriften und dergleichen aus ihrem Heimatorte Auskunft erteilen oder doch zur Herbeischaffung des Stoffes veranlaßt werden.

R. Krieg

Griechische Finanznöte. Als im Frühling 1893 die griechischen Anleihen plötzlich um Dutzende von Prozenten gefallen waren, und man bald darauf bei uns in Deutschland seinen Besitz an Monopolanleihe, Piräus-Larisa usw. um ein Drittel des Einkaufspreises loszuschlug, um nicht auch dieses noch auf den Altar von Hellas legen zu müssen, damals — wo das alles freilich lange nicht so scherzhaft war, wie es heute klingt, trug es sich auch zu, daß die französische Schule von Athen unter der Leitung von Théophile Homolle auf dem Boden des alten Delphi Ausgrabungen machte. Als bald stießen die Forscher auf die Fundamente eines Bauwerks, das ihnen nach seinem Grundriß ein Schatzhaus, und nach Pausanias Beschreibung von Delphi das Schatzhaus der Athener zu sein schien. „Nach vier- undzwanzig Stunden reiflicher Überlegung, erzählt Homolle, glaubte ich als sicher nach Paris telegraphieren zu dürfen, wir hätten le trésor des Athénions gefunden. Unsere Freude wurde in Paris geteilt, ebenso aber auch, obschon aus ganz andern Gründen, von den griechischen Behörden und unsrer Bezirkshauptstadt Amphissa. Schon am nächsten Tage erhielt ich eine Depesche vom dortigen Unterpräfekten, der mir den Besuch seiner Klassenbeamten ankündigte, um »den Schatz« in Empfang zu nehmen. Der griechische Staat war damals in einer nicht gerade glänzenden Finanzlage; so war man auf das kleine Mißverständnis verfallen und bildete sich in aller Unbefangenheit ein, es sei bares Geld, was da so zur rechten Zeit, um die fälligen Zinsen zu bezahlen, aus dem Boden gestiegen sei.“ Diese Geschichte steht in dem kürzlich erschienenen wertvollen Buche von Adolf Michaelis „Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig, G. A. Seemann, 6 Mark). Der Leser findet da in elf Abschnitten (Unsre Kenntnis antiker Kunstwerke bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts; Die napoleonische Zeit; Die Wiedergewinnung Griechenlands usw.) beinahe den ganzen Kreis dessen, was ihm sonst als vorchristliche Kunstgeschichte vorgeführt zu werden pflegt, nur unter einem andern Gesichtspunkt dargestellt. Er sieht, wie und wann diese oder jene ägyptische, assyrische, etruskische Denkmälerklasse, dieses römische Bauwerk oder jene griechische Skulptur zuerst in den Gesichtskreis des wissenschaftlich gebildeten und kunstliebenden Nordens gekommen ist. Er erfährt, wie das alles anfangs aufgenommen und beurteilt worden ist, welche Fortschritte dann die Erkenntnis gemacht, und wie sich der Kunstgeschmack geändert hat. Jedes bedeutendere Kunstwerk wird in seiner Erscheinung und in seiner Wirkung kurz und treffend geschildert, mit Erwähnung seiner Entdecker und wissenschaftlichen Bearbeiter, sodaß der Leser eine vollständige Übersicht über die archäologische Wissenschaft in ihrem Zusammenhang mit der Philologie und der allgemeinen Kunstgeschichte bekommt. Ein Verzeichnis der Namen vermittelt über jeden einzelnen Punkt schnelle Belehrung. Das Buch ist nach Inhalt und Form das Werk eines Meisters, von einer schlichten Anmut der Darstellung, die den Leser gewinnt und nicht wieder losläßt; keine Seite ist langweilig. Den Archäologen von Beruf habe er nicht viel Neues zu bieten, meint der Verfasser. Seine Fachgenossen werden wohl anders denken. Wir setzen eine Stelle aus den „Briefen von Julius Lange“ (Straßburg, Heitz, 1903) hierher: „Von neuen Bekanntschaften auf dieser Reise (1890) lege ich außerordentlich viel Wert auf Professor Michaelis in Straßburg, vielleicht augenblicklich der beste klassische Archäologe Europas.“

